

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 24.

Freitag, 29. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

(Schluß.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Dumpf krachend schlägt sie unten auf das Pflaster. In diesem Augenblick steigt auf der piemontesischen Seite eine rote Kaskade auf, und spontan erfolgt der Überfall auf die österreichischen Vorposten.

Mit „Evviva l'Italia“ und „Sempre avanti, Savoia“ dringen die Bersagliere in die Linien der überraschten Österreicher ein. Prohaska ergreift den leichten Mädchenkörper, eilt die Stufen hinab, und nachdem er, selbst über und über mit Blut bedeckt, Virginia ins Elternhaus gebracht hat, stürzt er sich ins Gefecht.

Tapfer sich wehrend, hat das kleine Häufchen Österreicher der Übermacht Raum geben müssen. Mit einer Verbissenheit, die die Habsburgischen Truppen seit Jahrhunderten auszeichnet, haben sie sich, jedes Haus, jede Mauer verteidigend, bis an den Ostrand des Dorfes zurückgezogen.

Da kommen die alarmierten 1. und 2. Truppen heran. Mit „Elsen“ und „Zivio“ rufen stürzt sich die ungarische und kroatische Infanterie auf den ermatteten Feind und wirft ihn zurück.

In einer kurzen Viertelstunde ist Rivoltella wieder fest in den Händen der Österreicher.

Tote und stöhnende Verwundete liegen in den engen Gassen des italienischen Dorfes.

Auch Prohaska ist verwundet.

Dennoch eilte er sofort in die Wohnung Roncas, um dort zu erfahren, daß der Unterleutnant Valentino, der an der Spitze seines Zuges bei dem Handstreich auf Rivoltella beteiligt war, die Leiche seiner Schwester mitgenommen hat, um sie in freier italienischer Erde zu begraben.

Erschöpft, halb ohnmächtig, sinkt Prohaska bei dieser Entdeckung auf einen Stuhl.

Da ertönt draußen ein kurzer, gedämpfter Trommelwirbel!

Kommandos fallen!

„Habt acht! — Halb — links — schaut — —!“

Man vernimmt ein raschelndes Klirren, welches den Eingeweihten erraten läßt, daß Gewehre von der Schulter gerissen und in Präsentierstellung gebracht werden.

Schritte nähern sich der Tür, die plötzlich aufgerissen wird. —

Eine Anzahl österreichischer Offiziere betritt das Zimmer, wo Prohaska und die Familie Ronca versammelt sind. Die Goldstickereien an den Kragen lassen sie als höhere Offiziere erkennen.

Mit Mühe erhebt sich Leopold von Prohaska. Er zieht den Degen an, führt die unverwundete rechte Hand an den Tschako und meldet:

„Fähnrich-Kadett von Prohaska vom 7. Husarenregiment.“

Ein Offizier mit einem grünen Federbusch auf dem Hut tritt vor. Es ist der Feldmarschallleutnant Benedek.

„Herr Leutnant von Prohaska“, sagt er. „Bitte, stehen Sie kommod.“

Prohaska verharret mit Mühe in der vorchrifts-

mäßigen Haltung, die verwundete, blutende Linke um die Degenscheide gekrampft.

„Verzeihung, Euer Exzellenz“, sagt er. „Fähnrich-Kadett von Prohaska.“

„Wenn ich sage Leutnant“, entgegnet Benedek, und ein leichtes, ganz flüchtiges Lächeln zuckt um seinen Mund, „werden Sie wohl schon Leutnant sein. — Wie ich bemerke, sind Sie verwundet. — Herr Dr. Mairhofer“, fährt er fort, sich an einen Offizier seiner Begleitung wendend, „nehmen Sie sich bitte unseres verwundeten Kameraden an. — Ich muß hinaus zu den Vorposten. — Guten Abend, Herr Leutnant von Prohaska.“

Und während der österreichische Militärarzt neben dem ohnmächtigen Prohaska am Boden kniet, verläßt Benedek mit seiner Begleitung das Zimmer.

Draußen, wo die Vorposten stehen, fällt ab und zu ein Schuß, der dumpf durch die gewitterchwüle Nacht hallt. Doch die Österreicher sind auf der Hut.

Der feste Handstreich der Piemontesen auf Rivoltella ist blutig abgewiesen. —

Das war der Vorabend der Schlacht bei Solferino am 4. Juni anno Domini 1859. —

Jahre vergingen.

Prohaska stieg auf der militärischen Stufenleiter, nachdem er sich bei Oversee und später bei Königgrätz ausgezeichnet hatte, bis zum Feldmarschallleutnant, verheiratete sich in reiferen Jahren und nahm, nachdem seine Frau gestorben war, in Triest Wohnung.

Von der Familie Ronca hatte er niemals mehr etwas gehört, und dennoch — seine Geliebte Virginia war nicht gestorben, als sie in tiefer Ohnmacht damals von ihrem Bruder hinter die piemontesische Front geschafft wurde. Sie genas langsam von ihrer nicht allzu gefährlichen Verwundung und gab einem Mädchen das Leben, dessen Vater, ohne eine Ahnung von seiner Vaterlosigkeit zu haben, der Fähnrich-Kadett von Prohaska war. Das Mädchen erhielt in der Taufe den Namen Isabella und verheiratete sich später mit dem Ingenieur Francesco Devigili. Ihre Tochter war die Sängerin Violetta Devigili, die sich mit ihrem Künstlernamen Violetta Delys nannte.

Violetta kannte die Geschichte ihrer unglücklichen Großmutter Virginia Ronca bis in die feinsten Details, und anlässlich ihres Gastspiels im Teatro Alfieri in Triest lernte sie zufällig den Feldmarschallleutnant von Prohaska kennen, der hinter den Kulissen des Theaters ein bekannter und gern gesehener Gast war.

Die Ähnlichkeit, die Violetta mit ihrer Großmutter hatte, machte Prohaska gleich stutzig, und zu seiner grenzenlosen Überraschung brachte ihm eine Aussprache, die er herbeiführte, die sensationelle Aufklärung. — Die Sängerin war seine leibliche Enkelin.

Es widersprach dem Charakter Violettas, aus dieser Entdeckung Kapital zu schlagen.

Und dennoch! Eigentlich war sie doch die Enkelin des adligen, hohen österreichischen Offiziers, und falls sie der Großvater anerkennen wollte, konnte der adelss-

Holze Vater ihres Bräutigams Zoo gegen eine Heirat mit ihr nichts mehr einzuwenden haben.

Kurz entschlossen, suchte sie am Sonntagvormittag ihren Großvater in seiner Wohnung auf und legte ihm ihr Projekt vor.

Doch Prohaska zog nicht dafür, weil er seine beiden Kinder nicht benachteiligen wollte. Dennoch versprach er, sich die Sache zu überlegen und bestellte Violetta auf Mittwochabend sechs Uhr in seine Wohnung.

Dort erklärte er ihr, daß an eine Adoption aus den bereits erörterten Gründen nicht zu denken sei und bot ihr als eine Art von Entschädigung die Summe von 48 000 Kronen an.

Zuerst weigerte sich Violetta stolz, das Geld zu akzeptieren, sie war aber eine zu praktische Natur und kannte den Wert des Geldes genau. 24 000 Gulden entsprachen 50 000 Lire — ein kleines Vermögen! Und wenn schon aus der Adoption nichts wurde, warum sollte sie aus dummem Stolz oder Gefühlsduselei das Geld von ihrem reichen Großvater nicht annehmen.

Sie überlegte nicht lange und steckte die Summe ein. Dennoch gab sie ihr Projekt nicht ohne weiteres auf und versuchte nochmals mit allen Mitteln, Prohaska umzustimmen.

Doch der eisenköpfige, alte Offizier gab nicht nach. Es kam zu einer recht erregten Debatte, in deren Verlauf Violetta mehrere Male heftig auf den Boden stampfte, und — da geschah das Entsetzliche, Unfaßbare.

Ein kurzer Ruck, — der schwere Bronzelüster löste sich stützend aus seinem Haken und schlug schwer und krachend auf den unbedeckten Kopf des alten Mannes.

Violetta schrie auf. Unter dem Perlgehänge des Lüsters lag die leblose Gestalt Prohaskas am Boden.

Aus einer schweren Kopfwunde floß Blut und bildete auf dem Polster eine dunkle, sich stetig vergrößernde Lache.

Leopold von Prohaska war tot. Tausend Gedanken wirbelten durch das Gehirn der Sängerin. Was tun?!

Niemand durfte sie hier in einer so prekären Situation, vorfinden. Das stand fest.

Glücklich hatte sie eine Idee. Aus dem Bett im Nebenzimmer riß sie das Bettuch heraus, drehte es zu einem Seil zusammen und befestigte das eine Ende an dem Ring des auf dem Boden liegenden Lüsters.

Dann zog sie den schweren, runden Tisch heran, kletterte hinauf, warf das andere Ende des Seiles um den Deckenhaken des Lüsters und zog ihn in die Höhe, bis sie ihn, wenn auch mit vieler Mühe, wieder fest einhängen konnte.

Im Schlafzimmer warf sie das Bettuch einfach auf das Bett, reinigte sich am Waschtisch und brachte ihre Frisur in Ordnung. Dann trank sie Wasser und kleidete sich aus.

Nachdem sie einen der Anzüge Prohaskas angelegt hatte, verbrannte sie Kleid und Hut im Kamin, verließ die Wohnung, gelangte in Männerkleidung unerkannt in ihr Hotelzimmer und kam gerade zur rechten Zeit ins Theater, um auftreten zu können.

In der Zeitung las sie am nächsten Tage, daß die Polizei einen Mord an Prohaska vermutete.

Allmächtiger Gott! Soweit hatte sie gar nicht gedacht.

Sollte sie sich nun der Staatsanwaltschaft stellen, um den wahren Sachverhalt aufzuklären?

Kein Mensch hätte ihr geglaubt.

Der Besitz des Geldes, des elenden und doch so sehr begehrten Geldes, hätte ihr unbedingt den Hals gebrochen. So zog sie es vor, einstweilen zu schweigen.

Am Abend spielte sie die Franzisi im „Walzertraum“.

Ihr erstes Auftreten fiel in den zweiten Akt, und mit seltsamen Gefühlen sang sie mit ihrem Partner, dem österreichischen Husarenleutnant Niski, das bekannte große Duett: „Komm her, du mein reizendes Mädel.“

Violetta mußte hart an sich halten, um nicht vor Qual laut aufzuschreien.

Hier war es Theater. — Vor 47 Jahren Wahrheit, bittere, grausame, kalte Wahrheit.

Auch damals am Gardasee hatte ein fremder österreichischer Husarenleutnant einem armen Mädchen seine Liebe gestanden, und auch er hatte, wie in der Straußschen Operette, das Mädchen verlassen müssen.

Der Leutnant Niski im „Walzertraum“ freiwillig, wenn auch blutenden Herzens.

Der Leutnant von Prohaska vor 47 Jahren, am Vorabend der Schlacht bei Solferino; unfreiwillig, weil ihn der fürchterliche, grausame Krieg dazu zwang.

Die zufällige, seltsame Duplizität der äußeren Umstände im Jahre 1907: die Enkelin in der heiteren, lustigen Komödie, im Jahre 1859 die Großmutter in der düsteren, traurigen Tragödie des Lebens, trieb der Sängerin die Tränen in die Augen, doch sie spielte ihre Rolle zu Ende; und als im Finale der Straußschen Operette Franzisi-Violetta, ihre Geige im Arm, unter den süßen, einschmeichelnden Melodien des Walzertraum-motivs das Liebesglück des Leutnants Niski besang, als sie ihn durch die Macht ihrer Lieder, unter Verzicht auf ihre Liebe zu ihm, in die Arme seiner rechtmäßigen Gattin zwang, da krampfte sich Violettas Herz zusammen, und Nebel legte sich um ihre Augen.

Und wie Helene beseligt in die Arme ihres Gatten sank, da warf Franzisi-Violetta die Geige weit, weit von sich, daß die Saiten in dumpfem Mißakkord zersprangen.

Die Hände an die klopfenden Schläfen gepreßt, stand Franzisi-Violetta zitternd auf ihrer Empore, und als der Vorhang langsam sank und sich unter dem brausenden, frenetischen Beifall des Publikums immer wieder erheben mußte, lag eine Ohnmächtige auf den Brettern, die die Welt bedeuten, und das Publikum jubelte und schrie; denn ein solch realistisches Spiel, eine so vorzügliche Franzisi hatte bis dato noch niemand im Teatro Alfieri in Triest gesehen.

Dreiviertel Jahre nach den hier vorstehend erzählten Begebenheiten, man schrieb den 22. März 1908, betrat Luz morgens sein Arbeitszimmer in der St. Margaretenstraße in Frankfurt a. M. Auf seinem Schreibtisch standen zwei große Blumenstöcke, und als sich der Defektiv erstaunt fragen wollte, was der Schmutz des Zimmers zu bedeuten hatte, trat sein Sekretär Roderich leise ein und gratulierte ihm herzlich zum Geburtstag.

Lächelnd reichte Luz seinem Mitarbeiter die Hand. „Ach ja, Geburtstag.“ Daran hatte er im Drange der Geschäfte gar nicht gedacht.

Es ist auch soeben ein Paket abgegeben worden, Herr Doktor. Ein Exprespaket. Ich habe es dort auf den Tisch gestellt. Wahrscheinlich ein Geburtstagsgeschenk.“

Kopfschüttelnd holte Luz das ziemlich umfangreiche Paket heran und studierte die Aufschrift.

An Herrn Dr. Karl Egon Luz
St. Margaretenstraße 8
Frankfurt a. M.

stand dort in einer ihm völlig unbekannten weiblichen Handschrift in Buchstaben, deren verschörkeltste Form auf eine Französin oder Italienerin schließen lassen konnte.

Luz hatte eine Schere von seinem Schreibtisch genommen und die Verschmürung durchgeschnitten.

Dann öffnete er langsam das Paket.

In einer dichten Hülle Holzwole und Seidenpapier lag eine wunderbare Schreibtischlampe aus Bronze, und daneben, gleichfalls aufs sorgfältigste verpackt, der Schirm zu der Lampe aus rubin rotem Kristall.

Roderich stellte die Lampe auf den Schreibtisch und schaltete den Kontakt ein, während Luz einen großen weißen Briefumschlag, der in dem Paket gelegen hatte, aufschnitt und eine Karte herauszog.

Bei dem gedämpften, roten Licht, das auf die grüne Tuchplatte des Schreibtisches fiel, las er:

„Die herzlichsten Glückwünsche zum Geburtstag sendet Ihnen

Ihre allezeit dankbar ergebene
Violetta von Monsteraß.

Schloß Rodzianska, Österreich-Schlesien,
zum 22. März 1908.

Die spiritistische Sitzung.

Von Helga Fennig.

Spiritismus! Man hat genugsam davon gelesen. Und gehört. Aber nicht alles verstanden. So ging es auch Frau Aschenbrenner, einer eifrenden Anhängerin der Geheimwissenschaft.

Immer bereit, die Forderungen des Tages zu erfüllen, hatte sie im Verlauf ihrer Ehe verschiedene Phasen der Entwicklung durchgemacht. Von Kochtopf und Glaskorb hinweg, hatte sie sich zuerst der sozialen Fürsorge zugewendet. Ihr beweglicher Geist, stetig in Fluß, geneigt, von den Strömungen der Zeit sich tragen zu lassen, war dann von der gerade heranbrauenden religiösen Welle erfaßt, ein Stilk getragen und wieder auf den Sand des Unglaubens geworfen worden. Bis endlich die hochgehenden Wogen des Spiritismus auch Frau Aschenbrenner ergriffen und sanft einfließend fortführten in das Land der Mysterie. Mit der ausschließlichen Inbrunst, die Frau Aschenbrenner in allen Stadien ihrer jeweiligen Neigungen eigne, lebte sie auch dem rätselhaften Willen okkulten Kräfte ganz anheimgegeben.

Der Gatte ließ sie gewähren. Er sammelte Briefmarken, sie Erfahrungen Beides hatte nur Liebhaberwert. Auseinandersetzungen ob der Nützlichkeit ihrer Beschäftigung blieben ihnen somit erspart. Und Herr Aschenbrenner bemerkte leise schmunzelnd, daß seine Ruhe in dem Maße sich steigerte, als die seiner Frau abnahm. Trotzdem war er nicht unwillig, im Spielplan der okkulten Abende seiner Gattin hin und wieder eine Statistik mitzuwirken.

Eine spiritistische Sitzung bei Aschenbrenners war anberaumt. Die Teilnehmer bestanden außer dem veranstaltenden Ehepaar in zwei Freunden des Hausherrn, einem Studienrat und einem Arzt, Männer nüchternen Verstandes und dementsprechender Skepsis. Ferner war zugegen ein Großkaufmann mit Frau, der trotz seines Geldes oder vielmehr wegen seiner sich lebhaft für das Fortleben nach dem Tode interessierte. Außerdem eine erwachsene Tochter Aschenbrenners und endlich der Hauptunternehmer, ein eleganter Herr, der sich beruflich darauf verstand, die Geister herbeizulocken. Wofür er billigste Familienpreise berechnete und die Stunde (jede angefangene Stunde wird voll bezahlt) zwanzig Mark beanspruchte.

Nach einem lederen Nachtmahl — der Geisterbeschwörer hatte besonders darauf hingewiesen, daß nur ein gesättigter Mensch absoluter Konzentration fähig sei — begab man sich in das magisch verdunkelte Herrenzimmer. Das Requisit des Tischnes, ein runder Tisch, stand umgeben von sieben Stühlen im Dämmergrau des Raumes.

Die Tochter des Hauses, deren Jugend man noch nicht den richtigen Verkehrston mit höheren Sphären zutraute, wurde an den Diplomaten gesetzt, auf dem die einzige brennende abgeblendete Lampe gerade genug Helle verbreitete, die dunklen Rätsellaute des Tischnes aufschreiben zu können. Die Eingeweihten gruppierten sich um des Tischnes Rund, ließen ihre gespreizten Finger eine magnetische Kette bilden und erwarteten das Wunder. Der Geisterseher, ein Mann, der es nicht nur mit seinem Beruf, sondern auch mit der Wissenschaft ernst nahm, hat nochmals um tiefstes Stillschweigen, dabei besonders die Damen mit seinen schwarzen Samtaugen nachdrücklichst fixierend. Nur bei völliger Stille würde der Kontakt mit dem Jenseits zustande kommen, jeder unbedachte Laut könne ihn zerstören und die Manifestation eines Verstorbenen hindern.

Es dauerte recht lange, bis der Geist in den Tisch gefahren, dieser zu klopfen begann und sich als Fredericus Rex zu erkennen gab. Nur langsam ging es von statten. Es bedurfte der ganzen Überredungskunst des Zauberkünstlers, die Mitteilungen des Verblichenen nicht ganz verstummen zu lassen. „Weiter, Rex, weiter,“ rief er mit flehendem Ton an. „Weiter, Rex, weiter,“ rief er mit flehendem Ton an. „Weiter, Rex, weiter,“ rief er mit flehendem Ton an.

Noch ein dumpfer Schlag — man glaubte förmlich den alten Fritz mit seinem Krüdstock aufstehen zu hören — dann nichts mehr. In wohliger Ausruhen blieben die Hände noch auf dem Tisch verbunden. Man war allgemein beseelt von dem Wunsch, das ewigkeitsnahe Erlebnis in sich ausklingen zu lassen.

Doch plötzlich, o Wunder, wie ein Aufseufzen ging es durch die eichene Platte, ein schmerzdurchzitterter Hauch und fast unmerklich hob sich der Tisch. Hob sich, wie man es auf Bildern der einschlägigen Literatur schon öfters gesehen, wenn auch nicht meterhoch, so doch spürbar, leise schwanke und

lang mit einem nochmaligen Wobeln in die kataleptische Starre toten Mobiliars zurück.

Atemlos, ergriffen verharnte die Gemeinde. Bis der Baum sich gelöst und man, in die Niederungen der Weltlichkeit zurückgelehrt, sich der geisterprotokollierenden Tochter neugierig näherte. Kopfschüttelnd sah sie vor den überauslichen Zahlen, die sie nach Urgelesen in Buchstaben wandelte. Doch nur wirre krause Zeichen bedeckten das Blatt, deren Zusammenhang selbst dem runtenkundigen Meister unklar war. Und von welcher ungeheurer Wichtigkeit war es, festzustellen, was Fredericus eigentlich gesagt. Immer und immer wieder rätselte man an der Botschaft aus dem Jenseits.

Sie lautete: i a d r i s t a b f o u a i n a i r f l e g i t h a e l f i e f b a e m o s q n s t a r s l p o a n t i o t t e r e d i a u f m b l a n d o g e l n a m i t g m s t a c m t r r v i n g b l o e e w t r v f l e.

Der Großkaufmann riet auf eine Chiffreschrift und suchte in seinen Taschen nach dem Abc-Code. Der Studienrat, der sich schmeichelte, demnächst Studiendirektor zu werden, meinte, der alte Fritz habe immer Französisch gesprochen. Der Arzt schlug vor, es mit Lateinisch zu versuchen. Der Hausherr entbielt sich jeder Mutmaßung und suchte durch nachdenkliche Miene zu ersehen, was ihm an Verständnis für dieses Geisteralphabet abging. Während Frau Aschenbrenner in fieberhafter Erregung, daß der große König sich in ihrem Haus manifestiert, die Weisheit der Männer zu medialer Höchstleistung anzuspornen suchte. Endlich sprach der geistige Führer, der mit einem Blick auf die Uhr gewartet, daß die zweite Stunde seiner abendlichen Tätigkeit beginne, das erlösende Wort.

„Man muß die heiligen Zahlen wählen,“ flüsterte er. Und fing an, abzählend immer den dritten und siebenten Buchstaben herauszuschreiben.

„Da! Latein!“ rief triumphierend der Arzt und stehend, als ob seinen Augen nicht trauend, las er: „Difficile est satiram non scribere.“

Man war erstarrt, erschüttert. Das hatte man nicht erwartet. Krampfhaft rang Frau Aschenbrenner nach Luft, nachdem man ihr den Text überseht. Das ihr, in ihrem Hause, das war selbst vom alten Fritz ein starkes Stück! Entsetzt schritt sie zur Tür, knipste das Licht an und wollte gerade im hellen Schimmer der fünfzigstündigen Lampe sich noch einmal den Zaubertisch ansehen, als sie fassungslos stehen blieb.

„Da, da,“ stammelte sie mit ausgestrecktem Arm auf den Tisch deutend.

Wieder hörte man es leuchten, sah die Platte sich leise heben, senken — und mit einem mal — ein Schrei durchgestellte das Zimmer — ein Krach, der Tisch fiel um und unter ihm hervor sprang freudig bellend Rex, des Hauses wacklamer Hund. Vermutlich hatte er sich eingeschlichen, im Dunkeln unter dem Tisch sein Verdauungsschlafchen gehalten und war nun durch die plötzliche Lichtfülle und das Stimmengewirr meuchlings aus seinen Träumen aufgeschreckt worden.

Doch das erlösende Rätsel wollte sich nicht einstellen. Zu geheimnisvoll hatte das Schicksal gewaltet. Der Hausherr ermannte sich zuerst. Er, der von jeher dem Okkultismus ablehnend gegenüber gestanden hatte, wußte, daß alle übernatürlichen Dinge stets ihre natürliche Erklärung finden. „Das hast du brav gemacht,“ sagte er lobend zu dem Hund, der schwanzwedelnd dankbare Klopfklopfen von sich gab.

Frau Aschenbrenner widersprach sofort, und mit einer Entschiedenheit, die jeden Zweifel ausschloß, rief sie voller Überzeugung: „Und es war doch der alte Fritz!“

Scherz und Spott

Das große Geheimnis. Atemlos und aufgeregte stürzte er in die Polizeiwache: „Ich höre, Sie haben den Mann gefangen, der letzte Nacht in mein Haus eingebrochen ist.“ — „Ja“, antwortete der Polizist, „wollen Sie ihn sehen?“ — „Ja, natürlich. Ich muß ihn doch fragen, wie er hineingekommen ist, ohne daß meine Frau munter wurde. Das versuche ich nun seit zehn Jahren.“ (The Tatler.)

Einer gegen sechs. Der große Forschungsreisende unterhielt die ganze Gesellschaft mit der Erzählung seiner Abenteuer. „Das Aufregendste war“, sagte er, „als ich einmal sechs Menschenreiter zum Laufen brachte.“ — „Wie in aller Welt haben Sie denn das fertig gebracht?“ — „Ganz einfach: Ich rannte und alle sechs hinter mir her.“

Mit Schonung. Ein wohlhabender Geschäftsmann, der sein Leben mit 200 000 Mark versichert hatte, reiste nach Südamerika. Das Schiff verunglückte. Aber eine Woche später bekam sein Bruder ein Telegramm: „Bin wohlauf. Bring' es meiner Frau schonend bei.“ (The Tatler.)

„Kultur und Erziehung“. Von Professor Dr. E. Spranger. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) „Wir müssen als Lernende an großen Schöpfungen der Vergangenheit stark und fest geworden sein. Wir müssen aber auch zur Freiheit der eigenen, durchaus zeitgemäßen Lebensgestaltung gelangen, indem wir uns mit einer weitspannenden historischen Uberschau und Deutung unserer Geschichtsepoche die Vorbedingungen dafür geben, wieder schöpferisch und wieder selbst dem Geistesleben gegenüber groß zu werden.“ Diese einleitenden Worte Sprangers möchte man gleichsam als Motto den von starkem Kulturbewußtsein getragenen Essays voransehen. Ihnen entspricht auch der Inhalt. In einem ersten geschichtlichen Teil finden wir Luther, Comenius, Rousseau, Goethe und Hölderlin in ihrer Bedeutung für die Entwicklung unseres Bildungsweins gewürdigt. Der letzte Aufsatz leitet bereits zur Gegenwart über. Der zweite sachliche Teil ist den Grundfragen unseres Bildungsweins gewidmet.

„Pädagogische Vorträge für Eltern“. Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung. (E. V.) Unter Mitwirkung zahlreicher Eltern, Lehrer und Ärzte herausgegeben von Oberstudiendirektor Dr. Johannes Prüfer. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Eine besondere Eigentümlichkeit dieses Buches sind die in ihm enthaltenen „Erziehungserfahrungen“, kleine Schilderungen von Ereignissen und Vorgängen, die sich in einer Kinderstube bzw. in einer Familie tatsächlich abgespielt haben und die in klarer, erzählender Form darstellen, was ein Kind getan bzw. nicht getan hat, wie es daraufhin von den Eltern behandelt worden ist und welchen Erfolg die pädagogischen Maßnahmen gehabt haben. Die eingehende Betrachtung solcher einzelner Erziehungsfälle gewährt zuweilen überraschende Einblicke in bisher dunkle pädagogische Zusammenhänge, sie schärft ferner den Blick und das Urteil des Erziehers in hervorragendem Maße und bereichert vor allem den Schatz seiner Erfahrungen. Wenn es gelingen würde, wenigstens einen kleinen Teil der von der älteren Generation erworbenen „Erziehungserfahrungen“ der jüngeren Generation nutzbar zu machen, dann wäre schon viel gewonnen. Die „Deutsche Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung (E. V.)“ hat diesen Versuch unternommen und hofft, daß die Ergebnisse ihrer jahrelangen Arbeit dazu helfen werden, für das heranwachsende Geschlecht eine gute Erziehung zu sichern.

„Mehr Verständnis für dein Kind“. Ein neuer Weg zur Kindesseele von Miriam F. Scott. (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.) Das Buch enthält nicht bloß Ratschläge, es ist kein starres Regelbuch für Kindererziehung, sondern es entwickelt alle seine Leitfäden an Beispielen. Der Zweck des Buches ist es, den Eltern das Wesen ihrer Kinder zu verdolmetschen, ihnen die reichen, bisher kaum geahnten Reime und Anlagen der Kindesseele zu enthüllen, damit sie zu voller Entfaltung gebracht werden können.

„Freitätigkeit“. Arbeitsunterrichtliche Grundlinien für die Fächergruppen Geschichte, Religion und Deutsch. Von Studententat B. Ficker. Mit einer Einführung von Professor Dr. D. Scheibner. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) In dem vorliegenden Werke hat es ein bekannter ausgezeichnete Fachmann und Methodiker unter Benützung der Erfahrungen eigener langjähriger Praxis unternommen, eine nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführte, systematische Darstellung einer speziellen Arbeitspädagogik für die Fächer der Deutschkunde zu geben, wobei die Erfordernisse der höheren Schule in den Vordergrund gestellt werden. Die Frage der Möglichkeit des Arbeitsunterrichts an höheren Schulen wird bejahend beantwortet durch methodische und praktische Begründung.

„Pompeii“. Von Prof. Dr. E. Pernice. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 32 Tafeln. Wissenschaft und Bildung Nr. 220. (Quelle u. Meyer in Leipzig.) Das gesamte kulturelle Leben einer unteritalienischen Mittelstadt der Antike tritt in allen Einzelheiten mit voller Klarheit an das Band der Denkmäler vor unsere Augen. Dieser Gesichtspunkt macht das Büchlein von vornherein für Archäologen wie für Kulturhistoriker und Altertumsfreunde wertvoll. Wir können uns keinen besseren lebendigeren und lehrreicheren Führer für alle Besucher der Ruinen Pompeis denken.

„Ein Tag aus dem Leben des Reichspräsidenten“. (Verlag für Kulturpolitik, Berlin.) Was ein Tag in dem arbeitsreichen Leben des Reichspräsidenten alles mit sich bringt, erfährt man, indem man einen Tag mit ihm

verlebt. Scheinbar plaudernd führt der Verfasser in die Rechte und Pflichten des Präsidenten ein. Soweit ist das Werk unterhaltende Belehrung über das Wesen und Leben des Reichspräsidenten. — In seinen weiteren Kapiteln geht es auf die besondere Art Hindenburgs ein. Seine Beliebtheit in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes, bei allen Ständen und Lebensaltern wird jedem Deutschen lebendig, wenn er die an Hindenburg gerichteten Briefe liest. Eine Reihe von ganzseitigen Bildern beleben das schön ausgestattete Werk.

— 24 Konzert-Etuden für Klavier, op. 49, von Viggo Brodersen. (Steingraber Verlag, Leipzig.) Der fleißige — im Veröffentlichenden vielleicht allzu fleißige —, dänische Komponist hat sich mit diesem Werk eine Aufgabe gestellt, an der wohl auch stärkere Talente scheitern würden. Denn unwillkürlich wird jeder Konzertpianist, an die 24 Etuden von — Chopin denken und sie 24 Mal den Brodersenschen Etuden vorziehen. Abgesehen davon, sind letztere aber zum Teil ganz hübsch erdacht, und einige derselben, in denen technische Probleme, wie Terzen, Sexten, Oktaven usw. geschickt behandelt sind, lohnten vielleicht eine Einzelausgabe. O. D.

„Wie werde und bleibe ich gesund?“, von Ferdinand Schrey. (Verlag F. Schrey, Berlin SW. 19.) In diesem soeben erschienenen Buche des bekannten Kurzschriftersfinders ist die gesamte Gesundheitslehre in knapper, aber vollständiger und zugleich klarer, überzeugender Form auf Grund der neuesten Erfahrungen und Forschungen und unter Mitwirkung anderer tüchtiger Fachmänner dargestellt.

„Die Verkaufsabteilung im Fabrikbetrieb“, von Kurt Reichel, Diplomkaufmann. Lindes kaufmännische Bücherei, Band 9. (Industrieverlag Spaeth u. Linde, Berlin W. 10.) Der Verfasser unternimmt es, aus dem Arbeitsgang heraus zu zeigen, in welcher Weise die einzelnen Verwaltungsarbeiten erledigt werden können. Die Vorgänge werden kritisch betrachtet und in jedem einzelnen Fall Vorteil und Nachteil angeführt. Es ergibt sich daraus für den Praktiker die Möglichkeit, die Arbeitsweise seines Betriebes genau durchzuprüfen.

„Die sämtlichen Durchführungsbestimmungen zu den Aufwertungs Gesetzen“ nach dem Stande von Ende 1925 mit systematischer Einführung und neuem ergänzten Aufwertungs-Kalender von Dr. Fritz Kopp. (Industrieverlag Spaeth u. Linde, Berlin W. 10.) In den nächsten Monaten ist eine Reihe neuer Termine und Fristen zu beachten. Die verteilte Materie ist hier einheitlich gesammelt und daher für jeden Besitzer eines Aufwertungskommentars unentbehrlich.

„Die Münchener „Fliegenden Blätter“ (Verlag Braun u. Schneider, München) haben sich seit Jahrzehnten die Aufgabe gestellt, ausschließlich dem Humor zu dienen, und zwar nicht der Satire und Groteske, deren Stoffe ja in der Gegenwart geradezu aufdringlich nahe liegen, sondern dem aus warmem Empfinden für wahres Menschentum emporkommenden Herzenshumor, der nirgends anstößt, wohl aber selbst auf verbitterte Lippen ein mildes Lächeln zaubert und den Leser hinaushebt aus dem meist trüben Alltag in die sonnige Welt edlen Frohsinns. Diese heutzutage geradezu problematische Aufgabe, zu deren Lösung die bedeutendsten Künstler in Bild und Wort herangezogen werden, läßt die „Fliegenden Blätter“ auch heute noch wie zu den Zeiten unserer Väter als das Witzblatt der Familie dastehen.

— Sonate (B. Moll) für Klavier, op. 6 von Helmut Meyer-Bremen. (Verlag Ernst Eulenburg, Leipzig.) Ein junger, noch kaum bekannter Komponist, der mit einer so umfangreichen, ernst intendierten Sonate auf den Plan tritt, hat Anrecht auf weitestgehende Beachtung. Das Werk ist bei kräftiger Thematik und vielgestaltiger Harmonik äußerst glänzend, vollgriffig und klangvoll fürs Klavier geschrieben. Der 1. Satz, voll stürmischer Unrast, wirkt förmlich aufregend. Ein reizvolles „Intermezzo“ leitet von Reger beeinflusst, schafft willkommenen Kontrast. Und daß der Komponist ein wirkliches und wirksames „Adagio“ schreiben kann, soll ihm besonders hoch angerechnet werden. Das Finale sichert dem Pianisten jedenfalls einen effektvollen Abgang. Geht nur noch der Pianist, der sich für das neue Werk liebevoll einsetzt. O. D.

„Der praktische Kinoauteur“. Von Prof. Dr. Ernst Rüst. Eine Anleitung zur Bedienung von Kinoaufnahme- und Vorführungsapparaten und zur Selbstanfertigung von Geräten zum Entwickeln und Kopieren von Filmen. Mit 112 Abbildungen. (Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.) Die Behandlungsart des Stoffes macht das Buch für alle Liebhaber des Sports wertvoll. Es ist das erste allgemein verständliche Handbuch auf diesem Gebiet.